

Und dann endlich, endlich, gegen 6 Uhr morgens, hörte ich einen Schlüssel in der Tür und Muttis zaghafte Stimme, die leise durch die dunkle Einsamkeit klang. »Luise?«

»Mutti!« Ich sprang auf, flog ihr entgegen, wir hielten uns umschlungen, sanken auf die Knie, unsere Tränen tropften auf den Boden wie zuvor mein Blut.

»Mutti, wo warst du denn die ganze Zeit über? Ich habe mir solche Sorgen gemacht!«, rief ich.

»Ich konnte mich nicht bewegen«, setzte sie zu einer Erklärung an. »Es war völlig unmöglich. Ich saß wie erstarrt.«

»Ach, Mutti«, sagte ich zärtlich. »Aber jetzt bist du ja zum Glück da.«

Zögernd dämmerte der Morgen herauf. Die Stadt war noch immer voller Rauch. Zaghaft öffneten wir die Fensterläden, voller Angst vor dem, was wir draußen sehen würden – aber auch voller Sorge vor jenem, was das hereinscheinende Licht im Inneren unserer Wohnung an Zerstörung zutage bringen würde. Und dann sahen wir es: Die geflochtenen Lehnen unserer Stühle waren von Splittern durchlöchert, Geschirr, Vasen und Lampen waren teilweise zerbrochen, denn ganz in unserer Nähe war eine Sprengbombe niedergegangen und hatte auch das Wohnhaus meiner besten Freundin Edith schwer beschädigt. Edith! Wie ein glühender Blitz schoss mir der Gedanke an sie durch den Kopf. Wenn nur mit meiner Edith alles gut wäre! Und Vati! Seit er Mutti und mich vor drei Jahren wegen einer anderen Frau verlassen hatte, lebte er mit seiner kleinen Familie in der Innenstadt. Um Himmels willen, ihm wird doch nichts geschehen sein!

Zaghaft sah ich erneut aus dem Fenster. Lieber Gott, wie sah es wohl drunten in der Stadt aus?

»Ich habe Durst«, sagte Mutti.

»Wir haben kein Wasser«, murmelte ich. »Und auch keinen Strom. Aber ich kann Wasser holen.«

Ich nahm Kanne und Eimer und ging zu unserem Löschteich, der etwa 150 Meter entfernt lag. Ich fühlte mich seltsam fremd auf diesen Wegen, die doch eigentlich so vertraut waren.

Die Straßen waren verlassen, doch am Löschwasserteich traf ich auf mehrere Menschen. Sie schienen alle die gleichen

Schwierigkeiten zu haben wie ich, hatten Eimer und Krüge mitgebracht, um Wasser zu holen.

Ich tauchte meine Kanne in das Wasser und beobachtete, wie ihr Rand die grüne Oberfläche aus Algen durchschnitt. Es sah widerlich aus und war ja auch nicht zum Trinken, sondern zum Löschen gedacht – aber was sollten wir tun, wo wir doch kein Trinkwasser mehr hatten?

Während ich schöpfte, lauschte ich mit wachsendem Entsetzen, was sie berichteten, die Menschen am Teich. Von der »Feuerhölle« sprachen sie. Dass alles kaputt sei, drunten in der Stadt. Dass Würzburgs Bürger verschüttet oder bei lebendigem Leibe verbrannt seien. Dass Kinder über Trümmer irrten und nach ihren Müttern riefen. Und dass Mütter, taub vor Schmerz, vor ihren zerstörten Häusern saßen und ihre toten Kinder in den Armen hielten.

Der Schmerz, der mich angesichts all dieser Schicksale durchfuhr, war so heftig wie der Feuersturm, der meine Stadt zu verschlingen drohte oder schon verschlungen hatte. Er brachte mich zum Taumeln. Rasend vor Angst um Vati stolperte ich zurück zu Mutti, um ihr das Wasser zu bringen. Es war gut, dass ich diese konkrete Aufgabe hatte, auf die ich mich konzentrieren konnte. Ich musste einen Fuß vor den anderen setzen. Ich musste achtgeben, dass ich die kostbare Flüssigkeit nicht verschüttete. Ich musste das Wasser nach Hause bringen.

Immer noch war der Himmel feuerrot, und die Kirchtürme, die ich sonst sehen konnte, waren, soweit sie noch standen, von einer gewaltigen grauen Rauchsicht bedeckt, die sich über sie gelegt hatte wie ein Helm.

»Ich muss hinunter in die Stadt und nachsehen, was mit Vati ist«, haspelte ich, kaum, dass ich Mutti das Wasser gegeben hatte. »Und nach Edith will ich auch suchen.«

»Luise, nicht«, brachte sie heraus. »Das ist zu gefährlich.«

»Ich passe schon auf mich auf«, versprach ich. »Aber ich brauche Gewissheit – und du doch auch!«

Entschlossen packte ich meine Gasmasken und kämpfte mich die Rottendorfer Straße hinunter. Links und rechts sah ich brennende Häuser, weinende, flüchtende oder apathische Menschen, die nach letzten Habseligkeiten suchten. Je weiter ich hinunterkam, desto

schlimmer wurden die Zerstörungen. Ich setzte die Maske auf – es war keine Luft zum Atmen da, Trümmer, verstreuter Hausrat und Wind, Wind, der die Feuer immer wieder entfachte.

Endlich kam ich in die Nähe von Vatis Haus – und schwankte vor Entsetzen: Da war nur noch ein riesiger Trümmerhaufen. Es qualmte, es rauchte, niemand war da, den ich hätte fragen können, es war so unheimlich still. War ich am Abend zuvor vor unserem Haus vor Erleichterung auf den Boden gesunken, so ging ich nun vor lauter Verzweiflung auf die Knie. »Vati!«, rief ich. Und noch einmal: »Vati!«

Keine Antwort. Nur endlose, beklemmende, bleierne Stille.

Die Tränen liefen mir über die Wangen, auf die sich der Staub der Zerstörung gelegt hatte.

Da spürte ich eine Hand auf meiner Schulter. Ich fuhr herum.

Und da stand er vor mir. Blass und abgerissen, aber lebendig. Vati! Mein Vati!

Ich versuchte, mich aufzurappeln, aber ich war so durcheinander, dass ich sofort wieder hinfiel.

Und wie gestern Abend Herr Adam, ging nun Vati vor mir auf die Knie, umschlang mich, streichelte mein Haar, meine feuchten Wangen. Waren es meine Tränen oder die seinen?

Vati!

Und dann erzählte er mir seine Geschichte, während wir hier saßen, inmitten der Trümmer, einander an den Händen haltend, weinend, fassungslos vor Glück.

Vor zwei Tagen war Vatis Sohn Reinhold in der Frauenklinik im Luitpoldkrankenhaus zur Welt gekommen. Als er gestern Abend die Christbäume am Himmel sah, packte er seinen Mantel und lief los in Richtung Frauenklinik. Unterwegs überraschte ihn bereits der Angriff. Er erlebte diese Hölle im Freien und suchte immer wieder hinter einer Mauer oder einem Gebäude Schutz. Er brauchte sehr lange für den sonst 30-minütigen Weg. Als er endlich völlig erschöpft am Krankenhaus angekommen war, sah er, dass ein Teil in Flammen stand und die Mütter, ihre Neugeborenen im Arm, mit ihren Betten auf der Wiese standen oder noch herausgetragen wurden. Vati packte sofort mit an, half, andere Kranke

herauszubringen, und fand schließlich seine Frau Herta und meinen kleinen Halbbruder Reinhold.

»Lass uns zu deiner Mutti gehen und ihr berichten, dass ich überlebt habe«, sagte er.

»Geh du schon mal vor«, bat ich ihn. »Ich muss noch etwas erledigen.«

Fragend sah er mich an, doch ich schüttelte nur den Kopf, und er nickte, akzeptierend, dass ich über mein Vorhaben nicht sprechen wollte.

Nachdem er mich noch einmal fest an sich gedrückt hatte, ging ich in Richtung Innenstadt. Je mehr ich mich dem Zentrum näherte, desto schlimmer wurde es. Ich stieg über eingestürzte Häuserwände, Trümmer, Dreck, Steine und verbrannte Holzbalken. Nur hin und wieder begegnete mir ein Mensch, das Gesicht grau vor Leid. Im Ringpark ragten verbrannte Bäume wie schwarze Zähne in den Himmel, der immer noch ganz trüb war. Und dann sah ich die Residenz, deren Anblick mir am Abend zuvor, auf dem Heimweg, noch so viel Trost, Zuversicht und Hoffnung gespendet hatte. Entsetzt keuchte ich auf. Das einst so prachtvolle Gebäude war schwer zerstört. Die Seitenflügel waren ausgebrannt, gespenstisch leer starrten mich die Fensterhöhlen an. Eine leblose Schönheit, der schreckliche Gewalt widerfahren war!

In der Mitte der Hofstraße, am *Holler Haus*, steigerte sich mein Grauen noch. Was ich da sehen musste, ließ meinen Atem stocken und prägte sich für immer in mein Gedächtnis ein – unauslöschlich! Auf dem breiten Gehsteig lagen gestapelt die Leichen von Frauen, Kindern und Männern in bizarrer abwehrender oder klammernder Haltung.

Erstickt, verbrannt, vielleicht 50 oder 60 an der Zahl. Ein entsetzlicher Anblick! Man hatte sie aus dem Luftschutzkeller herausgeholt, und sie sollten wahrscheinlich schnell von russischen Kriegsgefangenen zum Friedhof gekarrt werden.

Ich konnte den Blick nicht schnell genug abwenden, für einen Moment starrte ich in diese Gesichter. Ein einziges war unter ihnen, das nicht verletzt oder deformiert war. Es war ein kleines Mädchen mit langen schwarzen Haaren in einem weißen Kleidchen. Sie war vollkommen unversehrt, nur ein dünnes blutendes Rinnsal

war aus ihrer Nase gelaufen und dann getrocknet. Warum, weiß ich nicht, aber der Anblick dieses kleinen, perfekten und unversehrten Gesichtchens entsetzte mich mehr als die zerstörten und verstümmelten Leichen, die es umgaben. Der Tod war ein grausamer Richter und der Krieg sein unbarmherziger Scherge!

Ich rang nach Luft, was einen heftigen Hustenreiz zur Folge hatte. Immer noch war die Luft heiß und voller Staub.

Ich zwang mich, ruhig zu atmen und weiterzugehen.

Das namenlose Grauen, das von mir Besitz ergriffen hatte, hatte nun ein Gesicht. Es war das Gesicht dieses Mädchens, das da lag wie eine kleine Feder, die vom Himmel gefallen war, um die Erde zu küssen. Und dann zu versengen, am Grauen der Welt und dieses Tages.

Ich keuchte auf, machte kehrt und lief, so schnell ich konnte, nach Hause.

18. März 1945

Das Bild des kleinen Mädchens hatte sich in meinem Kopf festgesetzt. Wann immer ich die Augen schloss, sah ich es vor mir. Nachts träumte ich von ihm. Wir saßen unter meiner Magnolie und sangen zusammen ein Lied.

Die Magnolie. Die Blüte. Ich musste dorthin!

Früh stand ich auf, hinterließ einen Zettel für Mutti und eilte den Berg hinab. Wieder einmal. Je näher ich der Innenstadt kam, desto schwerer fiel es mir, mich zu orientieren. Gebäude, an denen ich früher abgebogen war, standen nicht mehr, Gassen, durch die ich gehen wollte, waren voller Schutt.

Doch dann, endlich, war ich an meinem Ziel angekommen:

im Kaisergärtchen unter der Magnolie, unter der ich vorgestern noch gestanden und meinen so hoffnungsvollen Blick gen Himmel gerichtet hatte. Was war ich dumm gewesen zu glauben, alles sei vorbei!

Zuerst sah ich, dass das Buchner'sche Palais, das das Kaisergärtchen nach Süden hin begrenzte, zwar ausgebrannt war,